

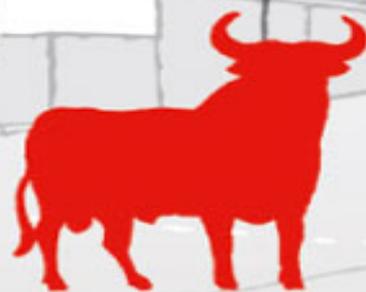
Gideon Lewis-Kraus

DIE IRGENDWIE RICHTIGE RICHTUNG

EINE PILGERREISE



色不異空
空不異色
色即是空
空即是色
受想行識
滅無耳鼻
舌身意
亦無空



suhrkamp nova

»Jakobsweg – Zielstrebigkeit – 10. Juni«. Was soll das? Er kann sich beim besten Willen nicht mehr erinnern, warum er das in sein Notizbuch geschrieben hat. Gideon ruft seinen Freund Tom an, und der weiß es. Sie sind zum gemeinsamen Pilgern verabredet. Am 10. Juni geht es los. Der Weg ist das Ziel, alles andere ist egal. Hauptsache, die Richtung stimmt, irgendwie. Santiago de Compostela ist weit entfernt, aber Berlin mit seinen Galerieeröffnungen, Bars und Clubs glücklicherweise auch.

Pilgernd will er sich von den Zwängen der grenzenlosen Freiheit befreien. Und der ersten großen Krise seines Lebens entkommen, in die er geriet, als sein Vater, ein schwuler Rabbi aus New Jersey, die Familie verließ, um mit seinem Freund zusammenzuziehen.

Pilgernd, immer weiter – nach Japan zu den Tempeln von Shikoku, in die Ukraine zum Grab eines jüdischen Mystikers – kommt er dem eigenen Glück und dem Mysterium seiner Familie, Vaters verborgenem Leben, auf die Spur. Zum Schluss hat sich etwas verändert, er hat sich verändert. Er hat das Rätsel seines Lebens gelöst.

Gideon Lewis-Kraus, geboren 1980, aufgewachsen in New Jersey, lebt in Brooklyn. Er schreibt u. a. für *Harper's*, *The New York Times Book Review*, *Los Angeles Times Book Review*, *n+1*. Mit einem Fulbright-Stipendium kam er 2007 für ein Jahr nach Berlin. *Die irgendwie richtige Richtung* ist sein erstes Buch. Er gehört zur jungen Generation der neuen, aufregenden Autoren wie Dave Eggers, Mark Greif, John Jeremiah Sullivan.

Gideon Lewis-Kraus
Die irgendwie richtige Richtung

Eine Pilgerreise

Aus dem amerikanischen Englisch von Thomas Pletzinger

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
A Sense of Direction. Pilgrimage for the Restless and the Hopeful
bei Riverhead Books, a member of Penguin Group (USA) Inc., New York.

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Der vorliegende Text folgt der 1. Auflage der Ausgabe des suhrkamp taschenbuchs 4465

© Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr.

Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

Umschlagillustration und Illustrationen im Innenteil: Tim Dinter

eISBN 978-3-518-73469-8

www.suhrkamp.de

Inhalt

PROLOG **Tallinn**

TEIL I **Berlin**

TEIL II **Camino**

ZWISCHENSPIEL **Berlin - Shanghai**

TEIL III **Shikoku**

ZWISCHENSPIEL **Shanghai - San Francisco**

TEIL IV **Uman**

EPILOG **Kiew - Berlin**

Danksagung

Wie versprochen: Für Harriet Clark
Und in Erinnerung an Richard Rorty

ANNIE HALL Oh, you see an analyst?

ALVY SINGER Yeah, just for fifteen years.

ANNIE HALL Fifteen years?

ALVY SINGER Yeah, I'm gonna give him one more year, and then I'm
going to Lourdes.

Annie Hall

PROLOG

Tallinn

Mein Freund Tom saß in Tallinn fest. Er hatte kein Visum für Estland und wusste, dass er nicht in diese kleine, entlegene Stadt zurückkehren konnte, wenn er sie einmal verlassen würde. Das viel dringlichere Problem war allerdings die russische Stripperin, mit der er flirtete, beziehungsweise ihr Freund, der angefangen hatte, vor Toms Haustür herumzulungern. Ich sollte Tom besuchen, weil er überzeugt war, dass der Typ sich nicht mit uns beiden anlegen würde.

Tom und ich kannten uns damals noch nicht allzu gut, im Vergleich zu später eigentlich gar nicht, aber das Ganze klang wie ein guter Vorwand für eine Reise. Anders als Tom konnte ich meine Wohnung in Berlin verlassen, wann immer ich wollte – ich hatte ein deutsches Journalistenvisum und keine gehörnten baltischen Schlägertypen vor der Tür – tatsächlich war ich sowieso mehr unterwegs als zu Hause. Damals wusste ich oft nichts mit mir anzufangen, und am Leben in Berlin gefiel mir am besten, dass es so leichtfiel, die Stadt zu verlassen. Etliche meiner Freunde waren schon weitergezogen oder in ihr echtes Leben in New York zurückgekehrt, und auch ich fragte mich, ob es nicht langsam an der Zeit wäre, meine Sachen zu packen. Ich wusste allerdings nicht wohin, denn kein Ort schien mir so verlockend, wie Berlin es einmal gewesen war und eigentlich immer noch sein sollte. Ich hatte im lieblichen und provinziellen San Francisco gewohnt und war dann nach Berlin gezogen, weil ich das Gefühl hatte, sonst etwas Spannendes zu verpassen. Und jetzt war ich drauf und dran, das lebhafte und provisorische Berlin zu verlassen, weil ich befürchtete, etwas Ernsthaftes zu verpassen. Auf der anderen Seite legte ein Blick auf meine Erfahrungen und Geschichten der letzten Jahre nahe, dass ich es, wenn ich mich tatsächlich zu einem Umzug an einen Ort aufraffen würde, den ich für »ernsthaft« hielt, sowieso wieder bereuen

würde, all die neuen, interessanten Menschen anderswo zu verpassen. Ich hatte an New York gedacht – wo ich nie lange gelebt hatte, aber wo ich in meiner Vorstellung plötzlich für all die Gewohnheiten und Bindungen bereit sein würde, aus denen das wirkliche Leben besteht (Katze, Yoga, eine Beziehung). Vielleicht also nicht New York. Vielleicht Kiew. Kiew sei billig und cool, hatte ich gehört. Ich hatte mir oft vorgenommen, mir das mal anzusehen.

Tom und ich teilten die Hoffnung, dass es eine geographische Lösung für Probleme wie Unentschlossenheit gab, für Langeweile und den Verdacht, dass attraktivere Menschen an angesagteren Orten interessantere Dinge erlebten. Tatsächlich war das vor allem meine Sorge. In Toms Vorstellung erlebten fleißigere Menschen an besinnlicheren Orten uninteressantere Dinge. Tom war mit der Idee nach Tallinn gezogen, dass er dort zur Produktivität gedrängt werden würde, dass die Abgelegenheit und Exotik des Ortes ihn zwingen würden, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren, die er vor lauter Videospielelei und weitaus zügelloseren Freizeitaktivitäten vernachlässigt hatte. Ich hingegen war gerade wegen der Zwanglosigkeit nach Berlin gekommen. Ich hatte die Hoffnung, dass mir die grenzenlosen Möglichkeiten der Stadt dabei helfen würden, herauszufinden, was ich wirklich wollte. Natürlich funktionierte beides nicht, und das lag nicht an der russischen Stripperin. Tom wurde klaustrophobisch und suchte verzweifelt nach Ablenkung, meine Abgelenktheit hingegen ließ mich von Disziplin träumen. Wir waren zwei Schiffe, die auf Wind warteten, um in der Nacht aneinander vorbeizusegeln.

Tom holte mich am winzigen Flughafen von Tallinn mit einem Taxi ab und brachte mich auf den neuesten Stand. »Ich habe mal in Saigon gelebt«, sagte er, »und nach einem Jahr musste ich da weg, weil mein Leben außer Kontrolle geriet. Dann war ich in Rom, und nach sechs Monaten musste ich weg, weil mein Leben ganz klar schon wieder außer Kontrolle geriet. Dann bin ich nach Las Vegas gezogen, aber musste auch da *sehr schnell* wieder weg, weil mein Leben ohne jeden Zweifel einmal mehr außer Kontrolle geriet.«

»Du bist nach *Vegas* gezogen, weil du dein Leben in Rom nicht mehr im Griff hattest?«

»Ich bin also aus *Vegas* weg und dachte mir, okay, ich muss dieses schon längst überfällige Buch fertig schreiben, also ziehe ich in ein kleines, abgelegenes Land mit unlernbarer Sprache und setze mich hin und schreibe von morgens bis abends. Bis das Buch fertig ist. Deshalb bin ich hier.«

Er sah aus dem Fenster auf die mittelalterlichen Giebel der Altstadt, wo er heutige New Yorker Mietpreise zahlte, um in einem aufwändig renovierten 14. Jahrhundert zu leben. »Und jetzt kann ich mit letzter Sicherheit sagen, dass mein Leben insgesamt außer Kontrolle gerät.«

Ich kannte Tom noch nicht lang genug, um mir anzumaßen, ihm Ratschläge zu geben. Außerdem war er ein erfolgreicher Autor, den ich bewunderte und dem ich nacheiferte. Er war nur sechs Jahre älter als ich, also keine Vaterfigur, aber alt genug, um ein Vorbild sein zu können, und ich zog es vor, ihn mir aufgeräumter vorzustellen, als er sich selbst gerne darstellte. Ich nahm an, dass sein Leben trotz aller offensichtlichen Fehlplanungen einer größeren Logik folgte. Außerdem lebte er eine leicht verzerrte, aber immer noch gut erkennbare Version meiner eigenen Fantasie: VIP-Zutritt mit zukünftigen baltischen Diktatoren zu Clubs und nächtelanger Sittenverfall mit baltischer B-Prominenz. Ich beschloss, dass meine Gesellschaft und meine Verehrung das Beste waren, was ich für ihn tun konnte.

Woran ich mich nach dem folgenden viertägigen Rausch hauptsächlich erinnere: wie ich in meinem Bett aufwache, meine überraschenderweise ungelesenen E-Mails anstarre und mir klar wird, dass ich zurück in Berlin bin. Es gibt vage Erinnerungen daran, dass ich am Stadtrand von Tallinn vor einem Sowjet-Hochhaus in einem Taxi mit laufendem Motor sitze, vage Erinnerungen an einen Abend mit sibirischen Tänzern und dem Mann, der einmal die nächste nationale Front Estlands führen soll, und daran, wie ich durch ein schwankendes Bullauge auf graues Wasser starre, während Tom seine Stirn an einem Resopaltisch kühlt. Ich sah auf meine Kamera und entdeckte ein paar verschwommene Bilder einer Stadt, die ich

mittlerweile für Helsinki halte. Der einzige andere Anhaltspunkt war eine Seite in meinem kleinen Notizbuch. In vier Tagen war mir eine einzige Notiz geglückt: »Camino de Santiago – Zielstrebigkeit – 10. Juni.« Das Wort »Ziel« hatte ich unterstrichen.

Diese Camino-Geschichte kam mir irgendwie bekannt vor. Das Internet berichtete, dass im Jahre 813 die vermeintlichen Knochen Jakobus des Älteren in Santiago de Compostela im äußersten Nordwesten Spaniens ausgegraben worden waren. Jakobus soll angeblich noch im entferntesten Galicien missioniert haben – Tom hält das für unwahrscheinlich –, ehe er im ersten Jahrhundert in Palästina den Märtyrertod starb. Man sagt, dass seine Überreste in einem Boot aus Stein an die Atlantikküste kamen, das vermeintliche Ende der Welt, wo sie dann bis zu ihrer Entdeckung achthundert Jahre später unter einer Einsiedelei vergraben lagen. Im nächsten Jahrhundert kamen erste Pilger, vermutlich auf den Pfaden eines heidnischen Toteskults (die Keltiberer spazierten ans Ende der Welt, um die Sonne allabendlich im Meer untergehen zu sehen). Um 1140 tauchte dann das Jakobsbuch auf, eine Mischung aus How-to-Do-Buch und spirituellem Ratgeber, gewissermaßen der erste Reiseführer der Welt – auf der Route soll auch das Schnickschnack-Souvenir erfunden worden sein –, und seitdem war eine mehr oder weniger stetige Erlösungsparade unterwegs nach Santiago de Compostela. Seit zwanzig Jahren erfreut sich die Route zunehmender Beliebtheit bei einem weltlichen Publikum – nicht zuletzt dank eines bekloppten deutschen Fernsehkomikers. Sie ist ungefähr neunhundert Kilometer lang, je nachdem wo man beginnt und ob man bis ans Meer läuft, und die meisten Menschen brauchen etwa einen Monat dafür.

Das Buch, für das Tom nach Estland gezogen war, war die Geschichte seiner Reisen zu den entlegenen Grabstätten der Apostel, und als ich meine Recherchen über den Jakobsweg abgeschlossen hatte, der mich damals aus unerfindlichen Gründen sofort reizte, dämmerte in mir die entfernte Erinnerung daran, dass Tom von seinem Plan erzählt hatte, im nächsten Sommer von der französischen Seite der Pyrenäen aus durch Spanien zu spazieren. Nur mit meiner »10. Juni«-Notiz konnte ich nichts

anfangen, also rief ich Tom via Skype an. Seit ich abgereist war, hatte er nicht geschlafen, aber er klang putzmunter und schien sich über meinen Anruf zu freuen.

»Du fehlst, Mann«, sagte er. »Ich bin wieder einsam, ich wünschte, du wärst noch hier.«

»Ich auch, mein Freund.« Ich zögerte. »Sag mal, Tom, was ist eigentlich am 10. Juni?«

»Das ist der Tag, an dem wir aufbrechen«, sagte er. »Das Datum passte uns beiden gut in den Terminplan.«

Ich hatte keinen nennenswerten Terminplan, also gab es da nichts zu diskutieren. Tom allerdings auch nicht. Der Gedanke, dass etwas in unser beider Terminpläne passte, war mir suspekt.

»Der Tag, an dem wir *zu was* aufbrechen, Tom?«

»Unsere Wanderung durch Spanien. Hast du die vergessen? Nachts durch sanfte Hügel schlendern, nur du und ich und der Weg vor uns? Hotelübernachtungen gehen auf mich? Deine flammende Rede, dass wir jeden Morgen mit dem simplen Vorsatz aufwachen, einfach nur draufloszulaufen? Du hast mit der Faust auf den Tisch gehämmert und durch die ganze Bar gebrüllt, dass du hundertprozentig dabei bist. Ein paar Esten haben sogar geklatscht, aber wahrscheinlich nur, weil sie wollten, dass du still bist. Wir haben ein paar Mädchen Postkarten aus Santiago versprochen.«

TEIL I

Berlin

Mein kleiner Bruder Micah ging noch zur Uni und verdiente trotzdem schon mehr Geld als ich. Er spielte semiprofessionell Poker und betrieb mit seinem Gewinn vom Kartentisch Daytrading. Mitten im Winter seines letzten Studienjahres bewarb er sich auf einen dicken Tech-Job, für den er hoffnungslos unterqualifiziert war. In den Bewerbungsgesprächen teilte man ihm das auch mehrmals mit, und er gab jedes Mal die gleiche Antwort: »Ich bin ein Techniker, der einen klaren und grammatikalisch korrekten Satz schreiben kann.« Sie machten ihm ein großzügiges Angebot.

Er würde nach San Francisco ziehen, die Stadt, die ich gerade verließ und in der ich, ehrlich gesagt, nie hatte bleiben wollen. Ich war direkt nach dem College wegen einer Beziehung dorthin gekommen und hatte mich drei untätige Jahre lang gefragt, warum ich dort und nicht irgendwo anders war – ganz egal wo, Hauptsache ein Ort, der sich nicht so angestrengt um seine Obst- und Gemüsevielfalt sorgte. Die lange Beziehung war vorbei – eigentlich hatte ich mich von ihr getrennt, allerdings erst, nachdem sie wegen eines Jobs nach Peru gegangen war – und die Stadt war durchflutet von Erinnerungen an sie. Nicht einmal der Markt beim Ferry Building gefiel mir mehr, ich hatte mich sowieso nie für Märkte begeistern können, bis sie anfang, mich ständig dorthin zu schleppen. Ich war wütend, weil sie mich zum Marktliebhaber gemacht hatte – um mir Märkte dann gleich wieder zu verderben. Für eine Weile war ich mit einer anderen Frau zusammen – einer, die lieber Naturkundemuseen besuchte – aber ich merkte recht bald, dass ich nur mit ihr zusammen war, weil ich es gewohnt war, in einer Beziehung zu leben. Eine Beziehung sagte mir, wann ich abends ins Bett gehen und morgens aufstehen sollte. Es gab immer die Probleme eines anderen zu

lösen. Ich war bereit zum Aufbruch. Ich wollte an einem Ort sein, für den ich mich entschieden hatte und der nicht nur ein Abfallprodukt anderer Entscheidungen war.

»Lass uns zusammen etwas mieten«, sagte Micah.

»Aber ich ziehe weg aus San Francisco«, sagte ich.

»Wir könnten eine super Wohnung finden.«

»Ich bin hier frustriert, gelangweilt und rastlos. Als hätte ich die letzten Jahre auf Wochenmärkten und in Naturkundemuseen und bei Tartine verplempert.« Tartine war die Bäckerei, in der ich jeden Morgen unter den gleichgültigen Augen der welt schönsten Baristas von neun bis zwölf las. Um meine Selbstachtung zu wahren und die Baristas nicht zu irritieren, las ich nachmittags in anderen Läden, entweder im Atlas oder im Dolores Park Café. Ich lebte für kleines Geld im Dienstmädchenzimmer einer mittelalten holländischen Edel-Putzkraft namens Jouke. Jouke lebte sechs Tage pro Woche bei seinem Freund Rex in Sacramento, weshalb ich ihn selten zu Gesicht bekam. Rex hatte eine Farrah Fawcett-Frisur und sagte mir jedes Mal, wenn er zu Besuch war, dass ich diese Schriftstellersache sein lassen und mein Talent fürs Zehnfingersystem nutzen sollte, um Gerichtsschreiber zu werden – wie er. Joukes Wände hingen voller Erté-Drucke und fleckiger Kimonos. Auf dem Treppenabsatz beschnüffelten sich zwei Ponys aus Porzellan. Jeden Montag gab ich den beiden etwas Luft zum Atmen, und jeden Sonntag kam Jouke zurück und ließ die beiden weiterschnüffeln.

Micah ignorierte meine Einwände. »Ökonomisch betrachtet bist du nicht lebensfähig. Du schreibst Buchbesprechungen und arbeitest stundenweise für eine Literaturzeitschrift, die noch nicht einmal Mom liest. Ich mache dir einen Vorschlag.«

»Ja?«

»Du suchst uns eine richtig gute Wohnung, wo immer du willst. Wir brauchen drei Schlafzimmer, damit Mom uns besuchen kann.«

»Und was ist mit Dad?«

»Soll das ein Witz sein?«

»Sollte ein Witz sein.« Unser Vater und sein Partner Brett kamen gerne an Halloween oder zur Gay Pride in die Stadt und wohnten dann in heruntergekommenen Pensionen im Castro. Wir verabredeten uns, aber meistens kam etwas dazwischen. Einmal rief ich meinen Vater an, um den Termin für ein gemeinsames Abendessen abzusprechen. Er lallte und redete zusammenhangloses Zeug, im Hintergrund dudelte ohrenbetäubend laut Abba. Brett nahm den Hörer und sagte mir, dass er auf dem Parkplatz des Castro Safeway auf mich warten würde, um mir die Schlüssel für mein Auto zurückzugeben. Als Brett mich kommen sah, ging hinter ihm gerade die Sonne über Twin Peaks unter. Er ließ seine Zigarette fallen und trat sie langsam und umständlich mit dem Stiefel aus. »Es tut mir leid«, sagte er und trampelte dabei immer noch auf dem Stummel herum. Ich wusste nicht, was ihm leid tat: Dass er rauchte? Dass mein Vater so betrunken war? Dass sie sich liebten? Dass sie schon wieder alle Verabredungen abgesagt hatten?

»Egal«, fuhr Micah fort. »Ich bezahle drei Viertel der Miete...«

»Und ich soll putzen und die Wäsche waschen, richtig?«

»Ja, wieso?«

»Seit du sechs warst, und ich neun, wartest du auf den Tag, an dem ich deine widerliche Wäsche wasche.«

»Das Angebot steht. Du entscheidest!« Micah legte auf.

Ich nahm das Angebot an. Micah rief mich jeden Nachmittag an, bevor er das Büro verließ, um mir zu sagen, dass er um halb sechs zu Hause sein würde. Während er seine Büroklamotten gegen Laufsachen tauschte, berichtete er mir von seinem Tag, dass ein Idiot in China wieder irgendeine Lieferung verzögerte; und während ich meinen Pyjama gegen Laufsachen tauschte, brüllte ich ihn an, weil er schon wieder vergessen hatte, das Katzenklo zu leeren. Wir liefen hoch zum Golden Gate Park, kauften auf dem Rückweg Zitrusfrüchte der Saison und stritten uns eine Stunde lang ergebnislos darüber, wo wir zu Abend essen sollten. An den Wochenenden starteten wir getrennt in den Abend, trafen uns aber meistens noch in der Taqueria Cancún, wenn die Bars schlossen. Ich mochte seine Freundinnen nicht, er meine auch nicht, aber das war

eigentlich egal. So wichtig waren uns diese Beziehungen nicht – schließlich konnten wir lange Sonntagnachmittage auch miteinander totschlagen. Als ich mit einem Mädchen Schluss machte, mit dem ich es bis in die zweite Staffel von *The Wire* geschafft hatte, zwang ich Micah an einem Wochenende, sich sechzehn Folgen hintereinander anzusehen, damit wir auf dem gleichen Stand waren. Wenn wir eine Pause voneinander brauchten, spielte er Golf oder – was noch schlimmer war – sah sich Golf im Fernsehen an. Wirklich genervt war ich nur, wenn er mich bat, seine Wäsche aus der Reinigung zu holen, denn das bedeutete, dass ich tagsüber nichts Besseres zu tun hatte. Letztlich holte ich seine Klamotten aber immer ab, weil ich tagsüber meistens nichts Besseres zu tun hatte.

Ein Jahr verging, und ich konnte mich nicht daran erinnern, jemals glücklicher gewesen zu sein, aber ich erinnerte mich auch nicht mehr, wann ich das letzte Mal etwas getan hatte, was sich spannend, hip oder neu angefühlt hatte. Ich buchte einen Flug nach Berlin, um eine alte Freundin zu besuchen, die dort seit sechs Jahren lebte und für ihre unrenovierte Altbauwohnung nur hundert Euro im Monat zahlte. Delia hatte einen riesigen Balkon und machte beruflich »nichts Bestimmtes«. Es war Hochsommer, eine Zeit, in der in Berlin nachts nur drei oder vier Stunden richtige Dunkelheit herrscht. Die Luft ist weich und klar und schwer vor Verlangen. Alles ist möglich. Am frühen Abend hingen wir am überwachsenen Ufer des Kanals herum, tranken billiges Bier im üppigen Duft des wilden Grüns und sahen dem Verglimmen der Sonne zu. Jede Nacht gingen wir aus und blieben bis weit nach Morgengrauen, ein zweifelhaftes und ständig wechselndes internationales Ensemble, das durch Berlin radelte, Make-up-verschmierte Menschen mit nicht identifizierbaren Akzenten, die im Rio, im WMF, in der Bar25, im Club der Visionäre und im Weekend tanzten (Letzteres war gerade erst von der *New York Times* in ihrem bisher detailliertesten Berlin-ist-die-Gegenwart-Geistesblitz gefeiert worden). Ich kann nicht sagen, was wir tagsüber taten – wenn wir überhaupt etwas taten. Auch in San Francisco hatte ich nie sagen können, was ich tagsüber eigentlich tat, aber in San Francisco fühlt

es sich grundsätzlich falsch an, wenn man tagsüber Zeit hat, die Wäsche seines kleinen Bruders abzuholen. In Berlin war so was normal – obwohl ich in den drei Jahren, in denen ich mit Unterbrechungen in Berlin lebte, wahrscheinlich kein einziges Mal in einer Reinigung war. Ich wollte nicht zurück nach San Francisco.

»Ich ziehe nächstes Jahr nach Berlin«, eröffnete ich Micah, als er mich vom Flughafen abholte.

»Ich wusste, dass du meine Wäsche irgendwann leid sein würdest.«

Seine Wäsche, so unattraktiv sie auch sein mochte, erklärte ich ihm, hätte herzlich wenig damit zu tun. Es gab zwei Gründe. Der erste war, dass jeder, den ich in Berlin traf, anscheinend die wirtschaftliche und gesellschaftliche Freiheit hatte, genau das zu tun, was er oder sie tun wollte. Es zählte nur, was jetzt, *in diesem Augenblick*, geschah. Niemand musste sich vor irgendjemand rechtfertigen. Berlin war anders als San Francisco oder New York, wo man immer zuerst gefragt wurde, womit man sein Geld verdient, wo man wohnt und wie viel Miete man zahlt. Der zweite Grund war, dass Berlin sich genau wegen dieser Freiheit wie das Zentrum von etwas Neuem und Wichtigem anfühlte – wahrscheinlich ein guter Ort für einen angehenden Schriftsteller. Das Gerede von einer neuen *Lost Generation* war zwar ein fürchterliches Klischee, aber es war schwer, ihm zu widerstehen.

»Das ist doch Quatsch«, sagte Micah. »Einerseits willst du nach Berlin, um überhaupt nichts zu tun, und auf der anderen Seite willst du deine Karriere vorantreiben. Du bist ein Idiot.«

Ich bewarb mich um ein Fulbright-Stipendium, weil ich den Segen so einer Institution zumindest für nützlich hielt. Mein Vorhaben – irgendein Aufsatz über junge deutsche Romanautoren der Gegenwart, über die ich nicht das Geringste wusste, und den ich nie zu schreiben gedachte – kam an. Genau das war es, was die Bewerbungskommission hören wollte, und ich bekam die Zusage. Ein Jahr später brachte mich Micah zum Flughafen, und wir standen da und weinten.

Siebenundzwanzig war ein ungewöhnliches Alter, um nach Berlin zu ziehen, aber ich hatte schon als Kind ein Gespür für Krisen entwickelt, und meine Entscheidung zum Umzug war zumindest teilweise von meiner Vorstellung getrieben, ich könnte so zukünftige Reue im Keim ersticken. Ich war einem späteren Selbst diese Erfahrung schuldig. Alle anderen in Berlin waren entweder zweiundzwanzig, gerade fertig mit ihrem Studium an einer efeubewachsenen Liberal Arts Elite-Uni und auf der Flucht vor den Verantwortlichkeiten, die auf sie zukamen. Oder sie waren neununddreißig, hatten eine Karriere oder eine Beziehung hinter sich und waren auf der Flucht vor den Verantwortlichkeiten der Vergangenheit. Mein Umzug war eine Art Präventivschlag. Wenn ich floh, solange ich noch fliehen konnte, mit Ende zwanzig, würde ich nicht mehr fliehen müssen, wenn es nicht mehr ging, mit vierzig, vielleicht sogar mit sechsundvierzig, wie mein Vater, als er seine Ehe kaputt schlug und mit Brett zusammenzog, einem entzückenden Typen, den er aus dem Fitnessstudio kannte, und Micah und ich ihn fortan nie mehr erreichen konnten, um mit ihm über Autoversicherungen oder Baseball zu sprechen, weil die beiden immer in den Nachtclubs von Key West oder Palm Springs unterwegs waren. Von ihren schwulen Themenkreuzfahrten nach Baja California e-mailten sie Selbstporträts in Matrosenanzügen. In den seltenen Momenten, in denen mein Vater das Gefühl hatte, sich erklären zu müssen, erklärte er, dass er jetzt die wilde Jugend für sich beanspruche, die ihm versagt worden war. Sein Leben sei bestimmt gewesen von ständiger Entbehrung und spärlichen Freuden, und jetzt habe er endlich begonnen, das Leben zu leben, das er verdiente. »Verdienen« war sein Wort.

Mehr als alles andere hoffte ich, seine beiden Fehler zu vermeiden – erstens: nicht das Leben gelebt zu haben, das er leben wollte, und zweitens: zu glauben, durch diese Entbehrung von allen weiteren Pflichten befreit zu sein, zum Beispiel vom Abendessen mit seinen Kindern, wo man doch eigentlich lieber länger in der Bar bleiben wollte. Oder von jeglichem Respekt gegenüber der Mutter dieser Kinder. Meine Angst vor Reue

erklärte ich mir mit dem außerordentlich deutlichen Beispiel meines Vaters – einer schlechten und vielleicht feigen Entscheidung mit zwanzig waren ängstliche Dreißiger gefolgt, verbitterte Vierziger und hemmungslose Fünziger. Das Leben meines Vaters war ein Beispiel für den Preis, den man zahlte, sofern man nicht handelte, wenn es an der Zeit dafür war.

Ich kann heute nicht mehr genau sagen, was zu bereuen ich befürchtete. Schon die Idee von Reue an sich machte mir Angst. Meine Entscheidung, nichts zu bereuen, hielt ich für eine Form der Rücksicht gegenüber all jenen, die ich ansonsten eines Tages verstoßen würde. Mein siebenundzwanzigjähriges Ich sollte sich gut um mein sechsendvierzigjähriges Ich kümmern, und mein sechsendvierzigjähriges Ich sollte sich stolz und glücklich an mein siebenundzwanzigjähriges Ich erinnern. Das Problem meines Vaters war, dass er sich für Ehe und Karriere entschieden hatte, bevor er überhaupt wusste, welche Erfahrungen es sonst noch zu machen gab. Das glaubte ich zumindest, und ich wollte nicht denselben Fehler begehen. Ich wollte Erfahrungen machen, die, wie ich glaubte, jeder machen wollte: auf geheime Partys gehen, wo Künstler/Djs auflegten, die in Brooklyn noch niemand kannte, oder mit so vielen Leuten zu schlafen wie etwa Tom, sodass ich meine nächste ernsthafte Beziehung nicht nur deshalb führen würde, weil ich irgendeine Beziehung haben wollte, sondern weil mir die Person gefiel. Das waren meine Gründe für Berlin. Oder zumindest meine Ausreden für Berlin.

Ich erwischte gerade noch die letzten Sommertage, als ich in Berlin ankam. Ich nahm die U-Bahn vom Flughafen, warf mein Zeug in das untergemietete Zimmer, gab meine ersten Euros für Zigaretten aus und lief dann langsam auf der Karl-Marx-Allee zu Delias Wohnung. Ich war allein und frei und plötzlich ein anderer. An meinem ersten Abend in Berlin feierten wir Delias Abschied, was mir damals wie ein schrecklicher Zufall schien (später begriff ich, dass es kein Zufall war, denn ständig kam jemand an und jemand anderes reiste ab). Als ich ihre Wohnung betrat, rannte gerade die deutsche Ultimate Frisbee-Damen-Nationalmannschaft

in Unterwäsche durch das Wohnzimmer. Die Männer standen rauchend auf dem Balkon und diskutierten, wohin wir später noch gehen würden, sofern die Frauen sich dazu durchringen könnten, ihre Hosen wieder anzuziehen.

Im Morgengrauen dieser ersten irrwitzig entspannten Nacht schien es so, als sei in Berlin jederzeit alles möglich; nichts war ausgeschlossen. Nach Berliner Brauch wollte man sich so wenig wie möglich festlegen, und mit »Berliner Brauch« meine ich nicht »deutscher Brauch«. Wenn man überhaupt irgendetwas aus dem Zwanzigsten Jahrhundert gelernt haben sollte, dann dass Deutsche beschissene Bräuche haben. Der Reiz Berlins war, dass es kein kulturelles Schiedsgericht gab. Meine Freunde in Paris sollten sich verhalten wie Franzosen, was unmöglich war. In Peking versuchte man absurderweise, *China zu verstehen*. In Tokio oder London oder Moskau musste man seine Tage irgendwie ökonomisch sinnvoll nutzen. Berlin war ein Experiment mit der völligen Abwesenheit von Autoritäten, ein endloses Wochenende mit sturmfreier Bude. Es fühlte sich schwerelos an. Die geschehenen Verbrechen erlaubten einem, die Forderungen der Vergangenheit zu ignorieren; die billigen Lebenshaltungskosten gestatteten einem, die Forderungen der Gegenwart zu ignorieren; die Zukunft würde erst in New York stattfinden, wo die meisten von uns wieder unbequem nah bei ihren richtigen Eltern wohnen würden und wo sich die Leute über Immobilien und Restaurants unterhielten.

Nicht, dass ich mich nicht gerne über Restaurants unterhielt. Es ist normal, dass man gerne über Restaurants spricht. Aber in Berlin sprachen wir über die billigen Dönerläden, wenn wir von Restaurants redeten; das war Teil des Rituals, mit dem wir uns der Unterschiede zwischen unserem Leben und dem unserer Freunde zu Hause versicherten. Wir – und damit meine ich die Leute, die ich in Berlin lieb gewonnen habe: David Levine und Alix und Emilie – fühlten uns oft wie Überlebende, deren Heimatplanet erstickt war unter den Eigentumswohnungen, die von Leuten gekauft wurden, die für Cupcakes Schlange standen. Wir beglückwünschten uns dazu, gerade noch rechtzeitig entkommen zu sein.

Unsere Entscheidung für die größtmögliche Unverbindlichkeit bekam eine Aura von ernsthaftem kulturellem und wirtschaftlichem Widerstand. Wir rebellierten gegen die Macht von Mietpreisen und Cupcakes.

In der Theorie berechtigte uns das dazu, tun und lassen zu können, was wir wollten und wann wir es wollten. In der Praxis hieß das, dass wir viel Zeit damit verbrachten, darüber nachzudenken, was wir tun wollten, und ob wir überhaupt etwas tun wollten. Vielleicht ging es auch nur mir so. Es war Teil meines Kreuzzugs gegen das Bereuen, dass ich nur tat, was ich wollte – was meist bedeutete, dass ich mich immer für alle Eventualitäten bereithielt und zu jeglicher Ablenkung, die sich mir bot, ja sagte. Es war eine extrem aktive Passivität, die besonders abends und nachts hervorragend funktionierte, wenn immer irgendetwas los war: Galerieeröffnungen und Bars und Clubs, alle gerammelt voll mit asymmetrischen Menschen, Rebellen bis zum Morgengrauen. Die Tage waren eine andere Nummer; tagsüber war es unklar, was die nächste wichtigste, notwendigste und unvergesslichste Erfahrung sein könnte. Ich war mit einem ganzen Regalmeter ungelesener Bücher nach Berlin gekommen, mit Büchern wie *Middlemarch*. Aber immer, wenn ich mich um elf Uhr morgens verkatert mit meiner *Middlemarch*-Ausgabe in ein Café setzte, fragte ich mich unweigerlich, ob ich tatsächlich nach Berlin gezogen war, um *Middlemarch* zu lesen. *Middlemarch* hätte ich auch in San Francisco lesen können (was ich natürlich nie getan hatte). Ich war nach Berlin gekommen, weil ich ein Agent in der Welt der reinen Möglichkeit sein wollte. Wollte ich genau jetzt unbedingt *Middlemarch* lesen? Das war nicht einfach zu beantworten. Normalerweise legte ich dann das Buch zur Seite und machte einen Spaziergang, um darüber nachzudenken und sicherzugehen, ob ich meine Erfahrungen auch wirklich ausreizte. Diese Spaziergänge wurden oft ziemlich lang. Wenn ich anschließend in mein Viertel zurückkam, setzte ich mich mit Alix in die türkische Bäckerei oder besuchte mit ihr die neuen Galerien oben im Wedding. Wenn ich mit Alix unterwegs war, hatte ich das Gefühl, auf der Welt nichts lieber zu tun. Wenn sie keine Zeit hatte, sah ich mir *Der Himmel über Berlin* an.

Wim Wenders' Film aus dem Jahr 1987, den ich in diesem ersten Jahr bestimmt ein Dutzend Mal gesehen haben muss, erzählt unter anderem davon, dass Berlin schon lange vor dem Mauerfall ein träger Ort, eine Art Vakuum gewesen ist. Im Westen gab es keine Industrie; die Fabrikbesitzer lebten in der Angst, dass die Sowjets die Stadt wie in Nachkriegszeiten blockieren könnten. Die Banken befanden sich im schmierigen Frankfurt, Technologie und Autoindustrie im spießigen München und arroganten Stuttgart, die Presse war im wohlhabenden Hamburg, und die provisorische Regierung im langweiligen Bonn. Westberlin war ein großes Symbol des Widerstands, eine großartige Schnappschuss-Szenerie, die Amerika gerne finanzierte, solange sie gute Presse lieferte. Ostberlin war ebenso unwirklich. Eine Kommunismus-Kulisse, der utopische Sozialismus der Zukunft und gleichzeitig eine riesige, teure Attrappe. Der Rest des Landes war bei der Anschaffung von Zierfliesen für die Hochzeitstortenpaläste an der Stalinallee pleitegegangen (die heutige Karl-Marx-Allee, über die ich zu Delias Frisbee-Unterwäsche-Abschiedsparty gegangen war). Der Fernsehturm am Alexanderplatz, das einzige nennenswert hohe Gebäude der Stadt, war 1969 als Geschenk der zwanzigjährigen Marionettenregierung an ihr Volk gebaut worden. Man hatte westliche Technologien und schwedische Ingenieure beauftragen müssen, zudem empfangen die Leute längst das Fernsehsignal aus der freien Hälfte der Stadt. Nach dem Mauerbau 1961 ging es nicht mehr um irgendetwas von geopolitischem Belang. Die Mauer brachte keine Verschärfung, sondern eine Ausweitung des Konflikts, aus Politik wurde zur Freude der Medien Rhetorik.

Der Film erzählt von zwei Engeln, die in der Stadt herumgammeln. Einer der beiden, Damiel, verguckt sich in eine traurige französische Zirkusartistin, und für seine Liebe zu ihr lässt er sich aus der Ewigkeit in die Zeit fallen. Peter Falk spielt sich selbst als ehemaligen Engel und unterstützt Damiels Wandlung. In der Szene, in der Damiel zum ersten Mal als Sterblicher erwacht, bittet er einen Passanten um Hilfe. Der Mann bringt ihm die Worte für die Farben der Graffitis an der Mauer bei – bis dahin war sein Leben schwarz-weiß – und gibt ihm dann Kleingeld für

seinen ersten heißen Kaffee und eine Schachtel Zigaretten. Er trinkt den schwarzen Kaffee hastig und mit großen Augen.

In mir hatte das immer eine, wie ich fand, unverhältnismäßige Reaktion hervorgerufen; eigentlich ist das kein Film, der einen zu Tränen rühren sollte. Auf eine Art hatte das sicher damit zu tun, dass ich einsam und unentschlossen war und an einem Dienstagmittag um eins schon wieder allein im Kino Babylon oder im Movimiento saß, und dass der Film mit der unvermeidlichen ewiggleichen Liebesgeschichte endet, die im freizügigen Berlin sowieso völlig unwahrscheinlich schien. Aber nicht nur das. Die Bürger der geteilten Stadt waren gefangen auf einer Insel abseits aller Zeit. Ihre Fähigkeit, zu tun, was sie tun wollten, wurde von den historischen Umständen vereitelt. Würden sie aber die Mauer erst einmal überwinden, wie der Engel, könnten sie ihre in der Luft hängende Existenz hinter sich lassen und eintauchen in den wilden Strom des Lebens.

Sobald der Engel als Sterblicher erwacht, entfernt er sich mit den zuversichtlichen und freudigen Schritten des Gesunden von der Mauer. Vor lauter Zeit wird ihm schwindlig – es ist endliche Zeit, also Zeit, die tatsächlich von Belang ist, weil ihre Menge begrenzt ist – und er weiß genau, was er damit tun wird. Ich war von diesem Bild derartig gebannt, dass ich das entscheidende Vorspiel verpasste, den Prozess, in dem sein Begehren Form annimmt und er die Gründe für seinen Wunsch nach Freiheit begreift: Er will ein vergängliches Leben mit der Trapezartistin teilen. Indem ich nach Berlin zog, arbeitete ich an der These, dass eine große Geste als solche genügte (vielleicht arbeitete ich auch nicht, was durchaus ebenfalls möglich war). Dass im Fahrwasser der Entscheidung für meine eigene Entwurzelung meine wirklichen Wünsche auftauchen und die Leere füllen würden. In den Neunzigern drehte Wenders eine Fortsetzung des Films, die ich mir nie ansah; das Letzte, was ich wissen wollte, war, was als Nächstes passiert war.

Jetzt allerdings wird mir klar, dass ich hätte wissen müssen, was danach geschah. Eines der allerersten Dinge, die ich bei meiner Ankunft in Berlin gehört hatte, war ein Satz des 20er-Jahre-Feuilletonisten Karl Scheffler gewesen: »Berlin dazu verdammt, immerfort zu werden und niemals zu

sein.« Eine Stadt, die niemals verstauben und verkalken würde, war eine verführerische Vorstellung – man würde hier selbst nicht verstauben und verkalken. Und wenn ein Ort ständig im Werden begriffen war, blieb keine Zeit für Verspätungen, man würde keine großartige Ära verpassen, man konnte sich mit diesem und jenem verzetteln, ohne dafür bezahlen zu müssen. Aber wir, beziehungsweise *ich* war derart leicht verführbar, dass ich das »verdammt« übersah.

Am Anfang, beginnend mit der Frisbee-Slip-Party, sprudelte Berlin für eine Weile wirklich wie Champagner, und mir machte es absolut nichts aus, tagsüber einfach herumzulaufen und nachts zu allem ja zu sagen, was mir über den Weg lief. Allein hier zu sein, war herrlich, fast war es, als sei es *genug*. Wir waren Teil von etwas. Die Zigaretten, die unerschöpflichen Vorräte an Zigaretten, und der Kaffee schmeckten wirklich anders, wie immer an neuen Orten. Kaffee zu trinken und Zigaretten zu rauchen fühlte sich an, als würde das genügen. Zigaretten maßen die Zeit. Für die Dauer einer Zigarette, für wenige Minuten, war absolut klar, was man tat: man rauchte diese eine Zigarette. Wenn sie aufgeraucht war, machte man sich Gedanken darüber, was man als Nächstes tun sollte. Oder man rauchte noch eine.

Ich kam mit zehn E-Mail-Adressen nach Berlin. Emilie war der erste Mensch, den ich traf. Sie sah sich meine Liste an und sagte, ich bräuchte den anderen gar nicht erst zu schreiben; sie kannte alle. Ich würde sie bei der großen Galerie-Eröffnung am nächsten Tag kennenlernen. Ihre Freundin Alix würde mitkommen, ich würde sie mögen.

Wir trafen uns in Emilies Wohnung, die an einer kopfsteingepflasterten und ungewöhnlich hübschen Straße am Arkonaplatz lag. Alix sprach man französisch aus, mit gedehnter zweiter Silbe. Sie kam mit einem riesigen Seesack an, groß genug für eine Leiche.

»Wo kommst du denn her?«, fragte ich. »Von einer Reise? Vom Hockeytraining?«

»Nirgendwoher«, sagte Alix. Sie ist dünn und kantig und eindrucksvoll, mit spitzen Ellenbogen, langen, nervösen Fingern und tiefliegenden

Mandelaugen. Ihre Haare sind ein weicher, wirrer, widerspenstiger Schwall, sie strahlt in einem kühlen, marmorartigen Licht. Sie öffnete den Seesack und zog sich vor uns um, sie warf sich in ein buntes, wogendes Seidengewand ohne Gürtel und Dreißiger-Jahre-Kampfstiefel mit Gurten an den Knöcheln.

Die wirtschaftlichen, kulturellen und psychologischen Anziehungskräfte Berlins – allein schon die schiere Menge an Zeit und Raum, die in anderen Städten von Brotjobs oder den erschöpfenden Anforderungen langjähriger Freundschaften aufgefressen wurde; der fast religiöse gemeinsame Glaube an die Möglichkeiten der eigenen Neuerung; eine Sucht nach den Versprechen des Neuen – sorgten in Berlin für eine stabile Kunstszene. Zumindest stand das in allen möglichen Sprachen in den verschiedensten Magazinen. Diese Vernissage fand in der neuen Dependence einer großen Londoner Galerie statt. Der Laden, oder vielmehr der Raum – nichts fand in Berlin in einem banalen Laden statt – hatte die Größe und den Charakter eines besenreinen Munitionsdepots. Wahrscheinlich war er sogar mal eins gewesen. In Berlin passierte alles in einem ehemaligen Irgendwas: in den ehemaligen Aqua Butzke-Sanitär-Werken an der Ritterstraße, der ehemaligen Backfabrik an der Prenzlauer Allee, der ehemaligen Post an der Oranienburger Straße, wo es jetzt ein Restaurant Schrägstrich Club gab, in dem man nur per Textnachricht an eine Geheimnummer reservieren konnte, und im ehemaligen Warenhaus-Gewölbe-Club, der jetzt im ehemaligen Keller des ehemaligen (aktuellen?) Umspannwerks war. Und natürlich in einer ehemaligen Zahnarztpraxis, deren weiße Fliesen sich jetzt wie eine Sauna aufheizten. All diese Orte waren von ihrer ursprünglichen Produktivitätspflicht befreit worden.

Im ehemaligen Munitionsdepot liefen Menschen in weißen Laborkitteln zielsicher durch die Menge, und ich nahm an, dass es sich um Kellner handelte. Aber nachdem ich mit der Kunstwelt etwas vertrauter geworden war, fragte ich mich, ob sie nicht vielleicht Teil der Installation gewesen waren, und als ich die Kunstwelt später noch besser verstand, dachte ich, dass sie vermutlich beides waren, Kellner und Kunst *zugleich*. Nach der Vernissage stiegen wir in ein Taxi und fuhren zu einer Party nach

Kreuzberg, die von einem feenhaften, fragilen Künstler mit schwarzer Federboa und seinem Lolli lutschenden Galeristen geschmissen wurde, der blutunterlaufene Augen hatte und ein T-Shirt trug, auf dem »Vulva Vaginal Scent« stand. Ich schrieb einem Freund in San Francisco eine Nachricht, beschrieb die beiden und fragte ihn, ob ich mich glücklich schätzen müsse, auf ihrer Party zu sein. Er antwortete: BERÜHMTER TYP SAATCHI KUNST HÖHLE DER SCHWÄNZE. Möglichst nonchalant fragte ich Emilie, was HÖHLE DER SCHWÄNZE bedeuten sollte, und sie erklärte, dass der Kerl mit der Federboa einmal eine Höhle aus Schwänzen gebaut hatte. Tatsächlich aus echten Schwänzen. Sie hatten in unlutschbarer Entfernung aus Glory Holes in der Decke gehangen.

Ein gelegentlich gefeierter Nachwuchs-Konzeptkünstler, über den erzählt wurde, er sei »immer auf der Jagd«, bekam mit, dass ich schrieb, und bat mich, ihm bei der Komposition einer Textnachricht an irgendeine Fotografentussi zu helfen, die in Stockholm für *Vice* arbeitete. Er hatte Brillengläser, dick wie Schildkrötenpanzer, und winselte vor Pfffigkeit. Wie die meisten, denen ich mich als Autor vorstellte, hielt er mich für einen Kunstkritiker und fragte nach den Zeitschriften, für die ich schrieb.

»Hast du schon mal was für *Domus* gemacht? Nein? Aber du hast schon mal von *Domus* gehört, oder? Oder *Precept*? Auch nicht? Stimmt, ist schon seltsam, ich auch nicht, bis vor kurzem kannte ich die auch nicht. Schon seltsam, es gibt all diese Zeitschriften, und alle schreiben über mich. Und ich natürlich so: *wer seid ihr?* Wenn ihr über mich schreibt? Ein Kunstmagazin? Ein Modemagazin oder was?« Er nannte noch mehr Zeitschriften. »*Uovo. Texte zur Kunst. 032c, Bidoun, Monopol, mono.kultur.* So viele. *Texte zur Kunst.*«

Alix stürzte auf mich zu und schleppte mich zum Rauchen aufs Dach, obwohl man natürlich auch drinnen rauchen konnte. Sie verdrehte die Augen und versprach mir, dass die Kunstszene hier viel mehr zu bieten habe als eine Litanei von Magazintiteln. Um fair zu sein: Es gab in Berlin eine ganze Reihe wirklich guter Künstler. Zum Beispiel Omer, ein ruppiger Israeli, der Videokunst machte. Oder ein ziemlich dänischer Däne, der eine große Sache aus seiner isländischen Abstammung machte und mit seinen

achtzig gutaussehenden Assistenten in einem Hangar arbeitete. Oder Maxime, ein junger Franzose Anfang zwanzig, der die Sorte harter und zärtlicher Fotos machte, die man auf Nan Goldins Facebook-Seite erwarten würde. Oder Ignacio, der zehn Jahre lang in einem Büro gearbeitet hatte und dabei Kunst aus tausendspaltigen Excel-Tabellen gemacht hatte. Mit Ausnahme von Maxime, der wach bleiben musste, um seine Freunde spätnachts beim gegenseitigen Tätowieren fotografieren zu können und die Bilder dann sofort online zu stellen, schienen die richtig guten Künstler allerdings nur selten auszugehen.

»Lass uns hier abhauen«, sagte Alix und nahm mich mit in die Bar Drei, wo wir bis sieben Uhr morgens sitzen blieben. Kein Kunstraum in Berlin war interessanter als die Bar Drei, obwohl sie gar kein Kunstraum war. Sie sah aus wie eine Galerie, die gänzlich auf den Vorwand von Kunst verzichtete und die absolut plausible Idee hatte, die Freigetränke zu *verkaufen*. Die Bar Drei war ein Goldfischglas neben der Volksbühne, das man nur an einer großen »3« auf der Tür erkannte. Der Tresen selbst war ein schwarzes Resopal-Trapez in der Mitte des Raumes. Die Scheitelpunkte waren abgerundet, man fühlte sich wie ein Mitglied irgendeines Beratergremiums für die Zukunft. Anstelle von Wänden hatte die Bar riesige Fenster. Nach den Vernissagen kamen alle in die Bar Drei, oder man ließ – wenn man schlau war – die Vernissagen einfach aus und kam direkt hierher, eine Art Vernissage mit Sitzgelegenheit. Bei Vernissagen wünschten sich sowieso immer alle nur eins: einen Stuhl. Bis auf ein paar dunkle Kugelbirnen, die in regelmäßigen Abständen an Kabeln von der Decke über dem Tresen hingen wie weiche Verhör Lampen, war die Bar Drei leer; man wurde hier nur rausgeworfen, wenn man sie schwingen ließ. Die Leute hinter der Bar waren hauptsächlich Künstler, Amerikaner und Deutsche, und es war Teil ihrer Kunst, die Getränke nie genau aufzuschreiben – ich nahm an, dass das mit der momentanen »Relational Aesthetics«- und Bourriaud-Vernarrtheit der Kunstwelt zu tun hatte. Der Abend endete immer mit der knallharten, aber spaßigen Verhandlung, wie viel denn nun eigentlich zu zahlen war.

Als ich schließlich dazugehörte, stellte ich fest, dass die Bar Drei erstaunlich viele Stammkunden hatte. Berlin war eine Stadt, in der drei Viertel der Einwohner nicht vor Mittag aus dem Bett kamen, aber die Bar Drei war ein seltener Ort der Zuverlässigkeit. Ich konnte mich darauf verlassen, dass die meisten Leute, die ich in Berlin kennen lernen sollte, in der Bar Drei aufschlagen würden, nachdem die Vernissagen dicht gemacht hatten und bevor die Clubs öffneten. Ein paar von ihnen sah ich nur dort. Ich traf David Levine in der Bar Drei. Den bulligen und beredten Installationskünstler Zhivago, halb Däne, halb Syrer, der zwischen Sacramento, Paris und Valletta aufgewachsen war und mindestens acht Sprachen fließend sprach, keine davon seine Muttersprache. Und Carson, den sanften Zar der internationalen Expat-Kunstszene, der einen Non-Profit-Kunstraum für Begegnungen von Kunst und Architektur betrieb, sich in hauchdünne geschmackvolle Tücher hüllte und ständig zu Biennalen oder Podiumsdiskussionen nach Osaka oder Cap d'Antibes oder Istanbul unterwegs war. Den anderen David, der anatomisch präzise Ölbilder von schönheitsoperierten Frauen malte, drei Stunden täglich ins Fitnessstudio ging und nachts sieben Stunden Kette rauchte. Und die Style Blogger, die norwegischen Videokünstler, und etwas später die jüngeren Typen mit ihren Internet-Arbeiten. Im Sommer saßen alle um das Denkmal vor der Tür und im Winter war die Luft so verraucht, dass man eigentlich gar nicht rauchen musste.

Aber die Bar Drei machte erst abends um halb zehn auf, vorher musste man den Tag herumbringen. Wenn es zum Künstler nicht reichte, konnte man zumindest Jude sein – auf die Art, in der jeder Amerikaner in Berlin ehrenhalber Jude war (etliche waren tatsächlich jüdisch). Im ersten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts gab es das Sprichwort, dass »jeder Berliner aus Breslau kommt«, aus den Shtetls des Ansiedlungsrayons. Es hieß auch, dass »der Jude aus dem Osten kommt und keine Zeit hat«. Er war ein Vertreter der rastlos kommerziellen Moderne. Heutzutage kommt der Jude aus dem Westen und hat mehr Zeit, als er braucht. Er ist ein Vertreter der rastlos nicht-kommerziellen Moderne. In meinem ersten Jahr in Berlin

überlebte ich, indem ich für ein jüdisches Netzmagazin in New York kleine schrullige Meldungen schrieb, bei denen das Jüdische zwischen meinen Worten hervorblitzte.

Das Hauptproblem war wohl, dass Deutsche und amerikanische Juden glaubten, miteinander sprechen zu müssen. Worüber genau wussten sie allerdings nicht. Meine Mutter, Rabbinerin und Psychoanalytikerin, kam an meinem ersten Berliner Thanksgiving zu Besuch, und wir klapperten die üblichen jüdischen Monumente und Denkmäler ab. Wie bei vielen anderen Dingen auch hatte sie angesichts der Monumente und Denkmäler das Gefühl, dass es wichtig war, dass man nicht aufhörte zu reden, dass Heilung nur im Gespräch möglich war. Ich erklärte ihr, dass ich ihr grundsätzlich Recht gäbe, dass in Berlin allerdings die Gesprächspartner einander schlicht nicht gewachsen waren. Ich hatte oft das Gefühl, dass Deutsche, die älter als fünfundzwanzig waren, etwas Bestimmtes von einem wollten: das Zeichen, dass endlich alles okay sei. Und meistens dachte ich *tatsächlich*, dass alles okay war – nur fühlte ich mich nicht berechtigt, das auch zu sagen. Letztendlich hatte ich keine persönliche Beziehung zum Holocaust. Die Leute, die wirklich hätten verzeihen können, waren tot oder im Sterben begriffen.

Die Allgegenwart dieser typischen Unterhaltungen machte es mir unmöglich, mein Jüdischsein zu vergessen. In Amerika hatte ich darüber nie besonders viel nachgedacht, was meinen Freunden seltsam vorgekommen war. Sie gingen davon aus, dass ich als Sohn zweier Rabbiner starke religiöse Bindungen haben musste. Aber meine Eltern waren klug genug gewesen zu verstehen, dass allzu viel Observanz zur völligen Abkehr ihrer Kinder geführt hätte. Sie hatten es uns deshalb – mit Ausnahme unseres wöchentlichen Sabbatmahls, Synagogenbesuchen an den Hohen Feiertagen und den alljährlich riesigen Seders – selbst überlassen. Was wiederum hieß, dass wir eigentlich normale, vorstädtische, säkulare Nullbockjuden waren. Unser Jüdischsein war Woody Allen und Latkes. Wie bei allen anderen auch.

In Berlin allerdings wurde einem dieses ambivalente Erbe ständig angehängt. Es war sofort klar, dass Juden etwas Bestimmtes von Berlin

verlangten. In einer meiner ersten Kolumnen durfte ich David Levine zitieren: »Juden wissen wirklich, wie man die Schrauben anzieht.« Irgendwann beschloss ich, dass ich diejenigen Juden am meisten mochte, die sich *ein bisschen* für den Holocaust interessierten, die ab und zu gerne ein paar Minuten über den Holocaust sprachen, meistens faktisches Zeug. Oft waren sie Akademiker, wie zum Beispiel mein Freund, der eine Dissertation über die wenigen Exilanten schrieb, die, gegen den Protest ihrer Frauen, nach Deutschland zurückgekehrt waren, um beim Wiederaufbau der deutschen Universitäten nach dem Krieg zu helfen. Aber ein gesundes Verhältnis zum Holocaust war nicht die Norm. Melodrama fiel leichter, es war eine günstige Befriedigung, mit der man sich das eigene Tun in Deutschland erklärte: Dort zu leben war allein schon ein Zeichen von Widerstand und Stärke. New Yorker Jude zu sein ist eine ziemlich banale Angelegenheit, aber als Berliner Jude bist du besonders. Du hast den Holocaust in der Tasche, du hast die Stadt im Sack, du hast sie dir redlich verdient.

Das Gefühl, dass der Holocaust jegliche Verantwortung von einem nahm, verstärkte den Gedanken, dass man in Berlin war, um tun und lassen zu können, was man wollte. Man konnte schlafen, mit wem man wollte (auch, wenn die Betreffende einen Freund hatte). Der Holocaust erlaubte einem, die Deutschen zu verachten und die örtliche Kultur zu ignorieren. Oder man konnte unterwürfig sein, das eigene Desinteresse am Holocaust aufblasen, die Verachtung der »Shoah-Industrie«, Libeskind's schreckliche Theatralik. Diese Juden waren Botschafter. Sie gratulierten den Deutschen zur Überwindung ihrer Vergangenheit, was oft, ohne es zu wollen, einer Selbstgratulation zur Überwindung der eigenen belasteten jüdisch-amerikanischen Identität gleichkam. Es war eine Art Vergebung, bei der es vor allem um den Vergebenden ging und weniger um das zu Vergebende: Vergebung als Machtinstrument, Vergebung als Arroganz.

Umgekehrt traf all das auch auf die Deutschen zu. Sie schwelgten in ihrer Machtlosigkeit. Kein Nazi zu sein galt für sie schon als bemerkenswerte Leistung. Seit Jahrzehnten hatten sie recht erfolgreich

daran gearbeitet, kein Nazi zu sein – anders als die Österreicher, die im Grunde immer noch Nazis waren. Die Deutschen hatten ihr Nicht-Nazi-Sein zu einem Kernmerkmal ihrer Identität gemacht, welches sie – ähnlich wie die Juden – von allen anderen Ambitionen freisprach.

So unwohl ich mich dabei auch fühlte, war es manchmal am einfachsten, diesem Holocaust-bezogenen Anspruchsdenken einfach nachzugeben. Manchmal in Form von ganz einfacher Schuld. Als die Synagoge in der Rykestraße mit viel Tamtam wiedereröffnet wurde, hatte ich das Gefühl, zumindest das Kol Nidre-Gebet hören zu müssen, was ich auch tat, obwohl ich nach einer Viertelstunde wieder abhaute. Aber es nahm auch seltsamere Formen an, zum Beispiel machte ich es mir zur Gewohnheit, mit Paul Celans Aufnahme der »Todesfuge« auf dem iPod durch die Gegend zu spazieren. Meist waren diese Gefühle allerdings entsublimiert und nahmen deutlich krassere Formen an. Bei einer Geburtstagsfeier für eine isländische Künstlerin lag eine junge deutsche Goth-Schönheit in einer Badewanne. Die Wanne befand sich in der Küche und wurde zwischen Waschbecken und Herd heruntergeklappt wie ein Schrankbett. Die Dame räkelte sich im trockenen Porzellan und erklärte mir, dass sie gerade ihren Abschluss im Fach Antisemitismus-Studien gemacht habe, mit Schwerpunkt auf dem Post-Shoah-Verhältnis zwischen Westdeutschland und Israel. Mein Freund Max, groß und gutaussehend und unverkennbar jüdisch, war solche Situationen gewohnt, weshalb ich ihn zur Seite nahm, um den ermutigenden Rat einzuholen, den er mir sicher geben würde. »Es gibt nur einen einzigen Weg, wie wir – Juden und Deutsche – diese alten Wunden heilen können«, sagte er. »Wenn wir unsere Aufgabe ernst nehmen, so schwierig diese bisweilen auch sein mag, müssen wir Damen wie diese mit nach Hause nehmen.«

Diejenige, die die Bohème-Sache am überzeugendsten durchzog, hemmungslos und ohne Entschuldigungen, war Emilie. Was seltsam war, denn Emilie war die Einzige von uns, die einen richtigen Job hatte – tatsächlich sogar eine ganze Reihe davon. Der Rest von uns war nach Berlin gekommen, um den Zwängen der Arbeit zu entfliehen, aber Emilie